

Frank Ettrich
Dietmar Herz (Hrsg.)

Budrich
UniPress



Peter Glotz – Fechtmeister und Sänger

Die Rolle von politischen Intellektuellen
im Zeitalter der Postdemokratie

Schriften der Willy Brandt School of Public Policy
an der Universität Erfurt

Schriften der Willy Brandt School of
Public Policy an der Universität Erfurt

herausgegeben von Frank Ettrich und Dietmar Herz

Frank Ettrich
Dietmar Herz (Hrsg.)

Peter Glotz – Fechtmeister und Sänger

Die Rolle von politischen Intellektuellen
im Zeitalter der Postdemokratie

Budrich UniPress Ltd.
Opladen • Berlin • Toronto 2018

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen
Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Gedruckt auf säurefreiem und alterungsbeständigem Papier.

Alle Rechte vorbehalten.

© 2018 Budrich UniPress, Opladen, Berlin & Toronto
www.budrich-unipress.de

ISBN 978-3-86388-740-7 (Paperback)

eISBN 978-3-86388-311-9 (eBook)

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Umschlaggestaltung: Bettina Lehfeldt, Kleinmachnow – www.lehfeldtgraphic.de

Titelbild: Peter Glotz © Universität Erfurt

Typografisches Lektorat: Anja Borkam, Jena – kontakt@lektorat-borkam.de

Druck: Books on Demand GmbH, Norderstedt

Printed in Europe

Inhaltsverzeichnis

<i>Holger Poppenhäger</i> II. Willy-Brandt-Symposium zum 10. Todestag von Peter Glotz	7
<i>Frank Ettrich/Dietmar Herz/Anna-Lisa Neuenfeld</i> Zur Einführung	11
<i>Peter Glotz</i> Die Rückkehr der Mythen in die Sprache der Politik	33
<i>Dietmar Herz</i> Der portugiesische Seefahrer oder der Intellektuelle in der Politik	47
<i>Hartmut Rosa</i> Ideologie und Ideologiekritik im Kampffeld von Be- und Entschleunigung	75
<i>Frank Ettrich</i> Kulturkämpfe im digitalen Kapitalismus? Zu Peter Glotz' Zeitdiagnose der beschleunigten Gesellschaft – 15 Jahre danach	85
<i>Nils Minkmar</i> Peter Glotz' Themen	107
<i>Wolfgang Schluchter</i> Reform der Reform? Die deutsche Universität nach Bologna	113
<i>Wolfgang Bergsdorf</i> Peter Glotz als Wissenschaftspolitiker	125
<i>Norbert Seitz</i> Parteintellektuelle – Ein Reigen entschwundener Geister	135
<i>Anna-Lisa Neuenfeld</i> Kampf um die Medienmacht. Die SPD, Peter Glotz und die medienpolitischen Auseinandersetzungen in der „alten“ Bundesrepublik	159

<i>Michael Meyen</i>	
Peter Glotz und die Kommunikationswissenschaft	171
<i>Wolfgang Bergsdorf/Frank Ettrich/Dietmar Herz/Michael Meyen/ Anna-Lisa Neuenfeld/Wolfgang Schluchter/Norbert Seitz</i>	
Podiumsdiskussion: „Peter Glotz wäre heute Blogger“	187
Autorenverzeichnis	197

II. Willy-Brandt-Symposium zum 10. Todestag von Peter Glotz

Grußwort des Thüringer Innenministers Dr. Holger Poppenhäger

Ich habe mich immer auf mögliche Lebensstationen vorzubereiten versucht. Um nicht in die Mitläuferfalle hineinzutappen (in der sich meine Eltern gefangen hatten), trat ich mit 22 der SPD bei. Um von den Genossen mit ‚Bodenhaftung‘ nicht einkassiert und auf nahe liegende Denkmuster festgelegt zu werden, engagierte ich mich auf Außenposten: für Studiengebühren an Hochschulen, gegen Vertreibungen, für aktive Sterbehilfe.

Solche Extratouren verhinderten den Aufstieg zu irgendwelchen Gipfelkreuzen, lieferten aber auf dem Weg bergauf lebhaftes Disputé.

Ich war ein Fechtmeister und ein Sänger, der die Mythen zu Geschichten verarbeitete, aber kein Condottiere, kein Fähnleinführer einer Herrschaft.

Darauf bin ich stolz. Es war lohnender, sich mit Biedenkopf und Geißler, Dahrendorf, Dohnanyi und Ehmke, mit Martin Walser und Hans Magnus Enzensberger herumzuschlagen als mit den grünen Trachtenjoppen, den roten Pullovern und den Politikern, die Bergmannskapellen dirigierten („Der Steiger kommt“).

Ich denke, es gibt keinen würdigeren, keinen passenderen Auftakt in den heutigen Abend, als ihn mit diesem Ausschnitt aus den letzten von Peter Glotz niedergeschriebenen Zeilen zu beginnen – jene Worte, aus denen auch der Titel der Veranstaltung „Fechtmeister und Sänger“ entnommen wurde. Noch auf dem Sterbebett schrieb Peter Glotz seinen letzten Text (Glotz 2005) – über seine Familie, sein Leben, seinen nahen Tod. Bevor er ihn beenden konnte, starb er.

Mit dem 25. August 2015 jährte sich sein Todestag zum 10. Mal. Die eben zitierten Zeilen geben einen (durchaus komplexen) Eindruck über den Menschen Peter Glotz. Ein Mensch, der so vieles war: Vater, Ehemann und Freund für die Familie und die Bekannten, aber auch Wissenschaftler, Politiker, Gründungsrektor, Vor- und Querdenker, Gefährte und Ratgeber, mahnende Stimme und bei all dem doch immer eines: Ein Grenzgänger! Das zeigt sich symbolisch im Eingangszitat und seine Bedeutung im vollen Programm des Symposiums.

Peter Glotz war ein Mann des Wortes. Wolfgang Bergsdorf beschrieb dies in seinem Peter Glotz gewidmeten „In Memoriam“: „Und seine Worte wurden schnell zu Schrift. Zu unzähligen Kolumnen, Artikeln und nicht wenigen Büchern.“ (2006: 66) Sein Leben kann symbolisch an diesen Büchern abgelesen werden, stehen sie doch für all jene Themen, denen sich Peter Glotz besonders widmete:

- Von Heimat zu Heimat.
- Immer wieder zur Sozialdemokratie – Die Sozialdemokratie zwischen Staat und neuen sozialen Bewegungen – sein Urteil: seinerzeit mit der Beweglichkeit eines Tankers.
- Zu seinem wissenschaftlichen Metier – den Medien und der Kommunikationswissenschaft.
- Zur deutschen Universität.
- Und dem, dem er sich entgegenstellte, der nationalistischen Rechten und dem Nationalsozialismus.
- Und häufig auch zu allem zugleich. Als Symbiose aller Themen. Als Grenzgänger, indem er seine Erfahrungen aus Alltag, Politik, Wissenschaft und Universitätslandschaft miteinander verwob.

Wahrscheinlich wissen alle Anwesenden in ihrer Expertise und ihrem Themenkreis viel tiefgründiger zu den einzelnen Aspekten zu berichten und doch möchte ich in meinem Grußwort den Versuch unternehmen, eine Brücke zu schlagen, so wie er in Erfurt die Brückenpfeiler für die Neugründung und den Aufbau der Erfurter Universität schlug.

Vor seiner Tätigkeit in Erfurt war Peter Glotz bereits mehrjährig auf dem Gebiet der Wissenschaftsverwaltung tätig und hatte eine lange politische Karriere hinter sich. Er war in den 1970er und 1980er Jahren eine der prägenden Figuren der SPD:

- Von 1970 bis 1972 als Abgeordneter im bayrischen Landtag.
- Im Bundestag von 1972 bis 1977 und von 1983 bis 1996.
- Von 1974 bis 1977 als Parlamentarischer Staatssekretär im Bundesministerium für Bildung und Wissenschaft (unter Bundeskanzler Helmut Schmidt).
- Von 1979 bis 1981 im Senat der Stadt Berlin als Senator für Wissenschaft und Forschung.
- Und von 1981 bis 1987 Bundesgeschäftsführer der SPD; als Nachfolger Egon Bahrs, der in diesem Jahr verstorben ist.

Dabei war Peter Glotz nie ein Mensch des leisen Ganges und er wählte für sich auch nicht die einfachen Wege. Er wählte nicht die Richtungen, aus denen der politische Wind des Erwartbaren wehte – geprägt von Skepsis den Moden und Zeitläufen gegenüber. Doch auch zu einer Verklärung des SPD Bundesgeschäftsführers besteht kein Anlass. Wahrscheinlich würde er mit seinen damaligen Positionen (teilweise) heute noch als Außenseiter in der SPD gelten:

- Ob mit seinem Ja zur Einführung der Studiengebühren.
- Seinem klaren Nein zum EU-Beitritt der Türkei.
- Seine Kampagne für ein Zentrum und Denkmal gegen Flucht und Vertreibung (an der Seite von Erika Steinbach).
- Oder seine libertären Positionen in der Bioethik.

Peter Glotz hat der deutschen Sozialdemokratie und der Partei über Jahrzehnte hinweg treu beiseite gestanden. Verlässlich, aber voller Zuneigung hat er ihren Überschwang, ihre Verzagtheit und zeitweise Rückwärtsgewandtheit kritisiert. Vor allem eines wollte er bewirken: Er wollte seine Genossen und Genossinnen davon überzeugen, dass man nicht mit Nostalgie, sondern nur mit Neugierde die Zukunft gewinnen kann.

So kämpfte er – trotz anfänglicher Widerstände aber am Ende „leider“ erfolgreich – für ein Ja zum privaten Fernsehen. Immer sagte er: „Es reicht nicht, was wir machen. Damit wird man, wenn’s gut geht, respektiert, geliebt wird man damit nicht.“ Er war bei allem ein freier Kopf. Das gilt für seine politischen Leistungen ebenso wie für seine wissenschaftlichen und akademischen Taten. Schon in den 1960er Jahren war Peter Glotz einer der ersten Hochschulassistenten einer Wissenschaft, die es damals noch gar nicht gab: der Publizistik- oder Kommunikationswissenschaft. Wie keinem anderen ist ihm der Spagat zwischen einerseits verantwortlicher Tätigkeit in der Politik mit mannigfaltigen Kommunikationsaufgaben, und andererseits dem Rasonieren über Medien, die Medienentwicklung und notwendige medienpolitische Weichenstellungen gelungen. Trotz seines zeitintensiven beruflichen Engagements hat er die akademische Reflexion nie aufgegeben – als Honorar-Professor an der Ludwig-Maximilians-Universität München blieb er stets am Puls der Hochschulzeit. Seine letzte größere wissenschaftliche Arbeit war eine Delphi-Studie, die bereits um die Jahrtausendwende die entscheidenden Fragen nach der medialen Zukunft stellte.

In seiner Erfurter Zeit fand er neben dem Aufbau der hiesigen Universität auch noch Muße, sich tagesaktuellen Themen aus der Medienpolitik zu widmen – Höhepunkt war sicher seine Keynote-Speech auf der Jahrestagung der Deutschen Gesellschaft für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft in Erfurt 2004, auf der er den Abschlussvortrag zum Thema „Die Mediengesellschaft – ein Mythos?“ hielt. Mit der Übersiedlung nach St. Gallen gelang es ihm, das seither einzige MBA-Programm mit kommunikationswissenschaftlichem Schwerpunkt im deutschen Sprachraum zu etablieren.

Seine letzte akademische Pioniertat war zugleich auch seine größte: 1996 wurde Peter Glotz Gründungsrektor der Universität Erfurt. Er war damit der erste Kommunikationswissenschaftler an der Spitze einer deutschsprachigen Universität, etablierte ein vergleichsweise großes Fachinstitut und sorgte für ein Profil, das sich noch heute deutlich von anderen Standorten unterscheidet. Bis 1999 wirkte er an der Erfurter Universität aktiv mit. Seine Entscheidungen aber wirkten darüber hinaus! In diesem Zeitraum hat er – gemeinsam mit Wolfgang Schlucher und Dieter Langewiesche – maßgeblich die innere Ordnung der jungen Universität Erfurt geprägt und von jener der bestehenden Hochschulen differenziert. Die wesentlichen Aufgaben dieser Zeit waren die Schaffung der „Grund-“Satzungen der Universität Erfurt, insbesondere deren erste

Grundordnung, erste Wahlordnung, erste Studien- und Prüfungsordnungen sowie die Bildung der ersten zentralen Hochschul-Gremien und Struktureinheiten (bspw. Hochschulbibliothek, Max-Weber-Kolleg, Philosophische Fakultät und Staatswissenschaftliche Fakultät).

Dem Gründungsauftrag für die junge und rein geisteswissenschaftlich geprägte Universität entsprechend wurden in diesen neuen Fakultäten die kulturwissenschaftlichen Fachgebiete möglichst fächerübergreifend angelegt. Er formierte ein neues Studiensystem für die junge Hochschule und bereitete konsequent den Boden für die Einrichtung von Bachelor- und Master-Studiengängen. Die Vorbereitung und Umstrukturierung förderte er, indem in den Satzungen ein studienbegleitendes Prüfungswesen und eine verpflichtend einzuhaltende Regelstudienzeit festgeschrieben wurden. Verbunden wurde dies mit einer einjährigen Orientierungsphase im BA-Studium sowie mindestens jährlichen, verpflichtenden Beratungsgesprächen eines festen professoralen Mentors mit den Studierenden. All dies kennen wir inzwischen als Bestandteile des neuen Studiensystems, das nachfolgend deutschlandweit (und darüber hinaus) eingeführt wurde. Damit nahm die junge Universität Erfurt eine Vorreiterrolle sowohl im deutschen Hochschulsystem als auch bei der Schaffung eines europäischen Hochschulraums ein. Peter Glotz konnte an der Universität Erfurt „ein gutes Stück“ seiner Beiträge zur Universitätsreform umsetzen. Er wurde als Organisator geschätzt, aber auch als PR-Mann für die Reformidee.

Nach seinem Ausscheiden aus der Politik widmete er sich stark dem Gebiet der Kommunikationswissenschaften. An der Universität Erfurt hatte er zudem eine Professur für Kommunikationswissenschaften inne und verankerte das Fach Kommunikationswissenschaft im Studienprogramm der jungen Hochschule. Das war ein Erfolgsmodell, wie wir heute wissen. Kurzum – Peter Glotz war so vieles – Vater, Ehemann und Freund für die Familie und die Bekannten, aber auch Wissenschaftler, Politiker, Gründungsrektor, Vor- und Querdenker, Gefährte und Ratgeber, mahnende Stimme und bei all dem doch immer eines: Ein Grenzgänger, dessen gesprochene und geschriebene Worte bis heute kaum an Aktualität verloren haben.

Vielen Dank!

Literatur

Bergsdorf, Wolfgang (2006): In Memoriam Peter Glotz. In: Ders. (Hrsg.): Erfurter Universitätsreden. Sonderband Im Gedenken an Peter Glotz. München: Iudicium, S. 65-69.

Glotz, Peter (2005): Tod am späten Nachmittag. In: *Cicero* 10/2005.

Zur Einführung

Frank Ettrich/Dietmar Herz/Anna-Lisa Neuenfeld

„Ich war ein Fechtmeister und ein Sänger, der die Mythen zu Geschichten verarbeitete, aber kein Condottiere, kein Fähnleinführer einer Herrschaft“ (Glotz 2005b). Diese Worte, denen sich auch der Titel dieses Tagungsbandes verdankt, stammen aus dem mittlerweile fast berühmten letzten Artikel Peter Glotz' für die Zeitschrift *Cicero*, den er schon auf dem Sterbebett schrieb. Ein unvollendeter Text, der gemeinsam mit der kurz darauf erschienenen Autobiographie „Von Heimat zu Heimat“ das autobiographische Vermächtnis des sozialdemokratischen Politikers bildet. Bedeutend ist dieser kurze Text nicht nur, weil es die tatsächlich letzten Zeilen dieses rast- und ruhelosen Denkers sind, sondern weil der stets auf Distanz bedachte Peter Glotz an der einen und anderen Stelle einen privaten, einen emotionalen Blick zulässt, wenn er über seine Familie und seinen bevorstehenden Tod schreibt. Sich selbst beschreibt er als „Fechtmeister“ und nicht als „Condottiere“, nicht als Befehlsempfänger, das war ihm wichtig. Er habe sich stets bemüht, nicht in die „Mitläuferfalle“ zu treten, engagierte sich auf „Außenposten“ der Politik. Anders als in der noch fertig gewordenen Autobiographie entwirft Glotz in diesem Essay auch als eines seiner möglichen Zukunftsprojekte die Idee eines fiktionalen Textes mit dem Titel „Waldhaus“. Dieses berühmte Hotel in Sils Maria nahe Sankt Moritz in der Schweiz, das schon so illustre Gäste wie Thomas Mann, Theodor W. Adorno oder Marc Chagall beherbergt hat, sollte ihm als Schauplatz für die letzten vier Wochen im Leben eines Alzheimerkranken aus der Flakhelfer-Generation dienen, der von dort Briefe an Freunde und Familie schreibt und Gespräche über seine Illusionen und Erkenntnisse aus der Perspektive des Jahres 2000 führt. Wie hätte dieses Buch aussehen können und wieviel seines eigenen Lebens hätte der Autor dort verarbeitet? Sicher, Peter Glotz gehörte nicht mehr zur Flakhelfer-Generation, doch dieser Romanentwurf klingt dennoch nach dem Versuch einer persönlichen Retrospektive. Die Romanform hätte zudem die Möglichkeit von Gesprächen und Briefwechseln mit nicht mehr Lebenden ermöglicht. Peter Glotz, der das Prinzip der „offenen Briefe“ Emile Zolas schätzte, hätte dieser imaginierte intellektuelle Austausch gereizt.

Welches sind die Themen eines solchen Lebens, Peter Glotz' Lebens? Mit Sicherheit prägend war die frühe Kindheitserfahrung von Krieg, Flucht und Vertreibung, die Glotz mit so vielen anderen Europäern des 20. Jahrhunderts teilte. Für Glotz, der am Ende des Zweiten Weltkrieges aus der böhmischen Stadt Eger nach Bayern floh, war die Suche nach der eigenen Heimat, also auch der eigenen Identität, ein lebenslanges Thema (vgl. vor allem Glotz 2004). Er sei „geistig ein Altösterreicher, vom Paß ein Deutscher und politisch

ein westeuropäischer Gegner jedes Nationalismus“ (Glotz 2005a: 35), resümierte Glotz später. Zu den Orten, an denen er länger lebte, entwickelte er eine „freundliche Verbundenheit“ (ebd.: 34), jedoch blieb er Zeit seines Lebens ein „Anti-Nationalist“. Der Wiedervereinigung Deutschlands im Zeichen nationaler Identität stand er dementsprechend skeptisch gegenüber, ähnlich wie den nationalen Bestrebungen der osteuropäischen Staaten nach dem Ende der Sowjetunion. Für ihn gingen mit diesen historischen Zäsuren viel zu viele „falsche Normalisierungen“ einher (Glotz 1994).

Ein weiteres großes Thema war die Politik, besonders die Sozialdemokratie. Der SPD war Glotz 1961 beigetreten, um sich festzulegen, pragmatisch und unideologisch. Sie war für ihn die „Partei der Aufklärung, des wissenschaftlichen Fortschritts, der Bürgerrechte und der sozialen Gerechtigkeit“ (Glotz 2005a: 231). Dennoch blieb er ein „Sozialdemokrat aus Vernunft“ (Herz 2008: 638). Zum Sozialismus behielt er ein „fadendünn“, „essayistisches“ Verhältnis (Glotz 2005a: 82). Glotz’ sozialdemokratische Vorbilder, die „Avantgarde der SPD“ (ebd.: 108), waren jene, die das Godesberger Programm entworfen und den Begriff des „demokratischen Sozialismus“ geprägt hatten: Fritz Erler, Waldemar von Knoeringen, Willi Eichler, Adolf Arndt oder auch Karl Schiller. Und natürlich Willy Brandt, der große Mann der Sozialdemokratie, der ihm zur politischen Vaterfigur wurde und ihn 1981 als Bundesgeschäftsführer in die Bonner „Baracke“ holte. Peter Glotz rieb sich an seiner Partei, setzte sich kritisch mit ihr auseinander und mochte der Parteilinie oft genug nicht folgen, verlassen wollte er sie jedoch nie vollständig, eher reformieren, modernisieren, auf die kommenden Probleme vorbereiten. Glotz war nie ein Bierzelpolitiker, aber er wusste auch, wann er als „Parteiarbeiter“ gebraucht wurde. Für den „Grad seiner dauernden Abweichung“, so Glotz, sei er in der SPD gut behandelt worden (Glotz 1996b: 9).

Ein drittes Thema war die Welt der Universität, der Wissenschaft und Bildung. Peter Glotz war nie „nur“ Politiker, sondern immer auch ein Journalist und Kommunikationswissenschaftler, besser: Kommunikator in der Politik. Glotz, der in München unter anderem bei dem katholischen Philosophen Alois Dempf und bei Otto B. Roegele, neben anderem Chefredakteur der katholischen Wochenzeitung Rheinischer Merkur und damaliger Leiter des Instituts für Zeitungswissenschaft, studierte, wurde von der „Münchener Schule der Zeitungswissenschaften“ geprägt. Die Formel vom „Zeitgespräch der Gesellschaft“ und den Begriff des „Kommunikationspartners“ (Meyen 2014: 29; in diesem Band) übernahm er für seine Auseinandersetzungen mit politischen Gegnern und auch mit den Medien.

Mit den radikalen linken Studenten, die auch die SPD zu überrennen drohten, hatte Glotz wenig gemein. Er verstand sie nicht, obwohl er selbst nur wenige Jahre älter war, vielmehr kamen sie ihm vor, wie „von einem anderen Stern“. In seiner Autobiographie fragte sich Glotz, was ihn zum „SPD-Funktionär“ machte, während „diese Kameraden aus der gleichen Alterskohorte in

eine verbissene Opposition gegen den Bonner Staat fielen?“ (Glotz 2005a: 144). Wie so oft bemühte sich Glotz um intellektuelle Erklärungen, las Marx, Engels, Luxemburg und Hilferding, nur um anschließend festzustellen, dass es darum letztlich nicht ging (ebd.: 109). Diejenigen unter ihnen, die sich schließlich dem Terrorismus verschrieben, verachtete er. Glotz, das Nachkriegskind, war ein passionierter Antimilitarist. Allerdings suchte er das Gespräch, die Auseinandersetzung, in München und vor allem später in Berlin. Das (Streit-)Prinzip des „offenen Dialoges“ (*Der Spiegel* 1981: 31) behielt er während seiner gesamten politischen Laufbahn bei. Die Spontis verpassten ihm dafür den Titel „Diaglotz“ (Glotz 2005a: 119), den er nicht ohne Stolz trug.

Die Liste mit relevanten Themen könnte noch eine Weile fortgeführt werden, denn die Interessen des Peter Glotz waren breit gefächert, die Kultur- und Bildungspolitik, die Entwicklung von Medien und Technik, schließlich auch die Religion und die Kirche als letzte „Großorganisation“. Der Roman „Walnhaus“ könnte Briefe an die Eltern, den früh verstorbenen Vater, die über alles geliebte Mutter beinhalten, oder Gespräche mit dem russischstämmigen Schriftsteller Vladimir Nabokov über gemeinsame Verlusterfahrungen. Eine Ode an den verehrten Gottfried Benn oder Diskussionen mit Lion Feuchtwanger über die bayerische Mentalität. Briefwechsel mit Willy Brandt oder Waldemar von Knoeringen über den Zustand der Sozialdemokratie oder eine Auseinandersetzung über die Taten der RAF mit Bernward Vesper. Allein, der konzipierte Text blieb ungeschrieben.

Peter Glotz' Leben war eng mit der Geschichte der alten Bundesrepublik verbunden und kann so exemplarisch für eine bestimmte Politikergeneration gesehen werden. Bemerkenswert ist die Art, mit der Peter Glotz dieses Leben geführt hat, immer in Höchstgeschwindigkeit, schnell denkend, ungeduldig mit sich und anderen, genau beobachtend und analysierend, dabei eher an das Große denkend, als an zu viele Details. Glotz war ein politischer Gestalter, ein Vordenker seiner Partei, ein kritischer Geist, ein Workaholic, der unablässig Texte und Interviews zu den verschiedensten Themen verfasste. Glotz war Politiker, Intellektueller, Wissenschaftler, Journalist. Seine geschliffene Rhetorik, brillanten Analysen und geistreichen Wortschöpfungen, das Talent, Probleme zuzuspitzen und auf den Punkt zu bringen, ließen ihn aus der Menge herausstechen. Zu seinen sprachlichen Neuschöpfungen, die bis heute ihre Schlagkraft nicht verloren haben, zählen „Zweidrittelgesellschaft“, „Arbeit der Zuspitzung“, „Beweglichkeit des Tankers“, „Kampagnenfähigkeit“ oder „digitaler Kapitalismus“. Den von dem italienischen Marxisten Antonio Gramsci entlehnten Begriff der „kulturellen Hegemonie“ (Gramsci 1992: 783) münzte Glotz auf die deutsche Politik um: „In der Politik geht es um Macht; aber eben nicht nur um gepanzerte Macht, sondern auch um Überzeugungsfähigkeit und Konsens“ (Glotz 1987: 283). Es gehe dabei um eine kulturelle Meinungsführerschaft, auch um das Besetzen von Begriffen der gesellschaftlichen Diskus-

sion. Seine Texte waren bis hin zu den Tagebüchern für die (mediale) Öffentlichkeit verfasst und nicht nur für eine kleine Gruppe von Experten. Für die Medien war Glotz ein Glücksfall. Seine Kommunikationsbereitschaft machte ihn zu einem begehrten Gesprächspartner. Seit den frühen 1970er Jahren erschienen seine prägnanten Zeitanalysen in allen großen Zeitungen und Zeitschriften. In einem Nachruf wurde Glotz einmal als „Marathon-Mann“ (Mahlzahn 2005) bezeichnet, weil er schnell dachte, redete und publizierte und zeitweise nahezu omnipräsent in den Medien war. Gesellschaftliche Probleme könnten nur gelöst werden, wenn man alle einbezieht. So führte er im Laufe seiner politischen Tätigkeit Gespräche mit Rolf Pohle und Brigitte Mohnhaupt ebenso wie mit Franz Schönhuber und Jörg Haider. Die Dialogbereitschaft war für ihn eine Grundvoraussetzung der Demokratie. Seiner Partei war das nicht immer recht. Er selber bezeichnete sich als „Grenzgänger“, der mit „Kurt Biedenkopf, Lothar Späth oder Ralf Dahrendorf gelegentlich mehr Gemeinsamkeiten spürte als mit manchen Leuten des eigenen Ladens“ (Glotz 2005a: 11). Er blieb „eine bei aller Parteibindung autonome Stimme“ (Langenbacher 2006: 52).

Viele seiner Betrachtungen haben bis heute nicht an Gültigkeit verloren. Besonders deutlich wird dies bei seinen Analysen zum Zustand der Volksparteien und zur Erweiterung der Europäischen Union. Schon in den 1980er Jahren beschrieb Glotz, dass die beiden Volksparteien an „Integrationskraft“ verlieren und damit den Weg für neue rechtspopulistische Bewegungen frei machen würden (Glotz 1989: 7). Mit der Wahl rechter Parteien reagierten die Wähler auf Missstände, die die Volksparteien „entweder produziert oder zugelassen“ (ebd.: 8) hätten. Auch wenn den Wählern gezeigt werden müsse, dass eine rechtspopulistische Partei keine wirklichen Lösungsvorschläge biete, sollten weder die Probleme noch die Partei und ihre Vertreter von den anderen Parteien ignoriert werden, so Glotz' Warnung (ebd.). Wie könne man die „Entleerung“ der klassischen Organisationen verhindern, deren „Hülsen von Karriereisten“ (Glotz 1996b: 92) übernommen würden? Seiner Partei, der SPD, empfahl Glotz, die Politik nicht „aufs Administrative schrumpfen“ zu lassen und weiterhin daran festzuhalten, eine politische Kultur, einen Lebensraum, eine Lebenswelt auszubilden. Schließlich müsse sie sich, um zukunftsfähig zu bleiben, für den gesellschaftlichen Dialog im „umfassenden Sinne“ öffnen (Glotz 1982: 35, 55). Die Parteien dürften sich nicht abschotten gegenüber den sehr unterschiedlichen Wünschen der Bürger. Sie müssten viele Ideen und Sehnsüchte aufnehmen, abwägen und Foren für „geistige und emotionale Auseinandersetzungen“ sein (ebd.: 78). Eine solche Diagnose ließe sich heute für die Volksparteien, gerade für die SPD, auch für ihren Umgang mit der AfD, genauso stellen.

Kritisch sah Glotz auch die ständige Erweiterung der Europäischen Union. Wer behauptete, er wolle eine Politische Union Europas, so Glotz, und gleichzeitig meine, ein Europa von Brest am Atlantik bis Brest am Bug sei von einem

Parlament in Brüssel oder Straßburg regierbar, betrüge sich selbst. Er müsse entweder zugeben, dass „Politische Union“ für ihn ein loser Staatenbund mit einem lediglich symbolisch-dekorativen Parlament sei oder er müsse das große, das „geographische“ Europa als Pluralität mehrerer Staatsverbände begreifen. Ein „Europäisches Parlament“, das seinen Namen verdiene und 500 Millionen Menschen mit 40 oder 50 Sprachen repräsentieren müsste, sei keine „Utopie“ mehr, sondern eine „Zwangsvorstellung“ (Glotz 2006: 45). Europa würde so lange erweitert, bis es zu einer Freihandelszone verkomme (Glotz 1996b: 34). Für Europa empfahl er das „Ende der Politik der Abstammung und der Einsprachigkeit“. Es gehe um eine neue Stufe der Beweglichkeit der Menschen, um Mehrsprachigkeit und das „Ertragen-Können“ des Fremden als „Erziehungsziele in einem europäischen Curriculum“ (Glotz 1990: 39). Auch in diesem Fall hat man das Gefühl, einen Kommentar aus der aktuellen Tagespresse zu lesen, denn genau diesen Problemen müssen sich die europäischen Staaten momentan stellen. So verwundert es denn auch nicht, dass alle paar Jahre der Ruf nach neuen politischen Vordenkern laut wird und stets Peter Glotz als Paradebeispiel eines umfassend informierten, interessierten und offenen Parteintelktuellen genannt wird. Doch die Zeit solcher Persönlichkeiten scheint, zumindest in der Politik, vorbei zu sein.

Freilich bliebe es nur rückwärtsgewandte und verklärende Rhetorik, die stets ein wenig aus der Zeit gefallen zu sein scheint, wollte man es bei der bloßen betroffenengetragenen Verlusterfahrung angesichts des frühen Todes von Peter Glotz belassen. Glotz starb am 25.08.2005, mit 66 Jahren. Anlässlich seines zehnten Todestages ging ein Workshop mit dem Titel des vorliegenden Sammelbandes an der Willy Brandt School of Public Policy der Universität Erfurt der Frage nach, was uns Glotz, nach Möglichkeit abhebbar von der mit seinem Tode abgeschlossenen Biographie, heute noch zu sagen hat? Alle AutorInnen des vorliegenden Protokollbandes versuchen sich an einer Antwort auf diese Frage.

Nach seinem Ausscheiden aus dem Bundestag 1996 war Erfurt eine wichtige Station in den verbleibenden neun Lebensjahren von Peter Glotz. Von 1996 bis 1999 war er Gründungsrektor der Universität Erfurt, ehe ihn ein Ruf an das Institut für Medien- und Kommunikationsmanagement der Universität Sankt Gallen bis zu seinem Tode in die Schweiz führte (vgl. Glotz 2005a: 319-324). Auch die Willy Brandt School selbst verdankt sich hochschulpolitischen Ideen und Projekten (hier der Idee einer School of Governance), die Glotz mit nach Erfurt brachte.

In der durchaus illustren Reihe der „Vordenkerinnen und Vordenker der Sozialen Demokratie“ (vgl. Krell 2015) hat Glotz, u.a. neben Eduard Bernstein, Willy Brandt oder Rosa Luxemburg und Susanne Miller, einen Platz sicher. Zu Recht verweist Norbert Bicher in diesem Kontext darauf, dass der oft als Vor- und Querdenker bemühte Glotz vergleichsweise sehr lange Zeit

(1981-1987) hauptamtlich vor allem „Bundesgeschäftsführer“ der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands war: „Nicht selten werden diese Jahre als Episode, gar als eine Art Irrweg und Hemmnis im kreativen Schatten des Kommunikationswissenschaftlers und Kommunikationsgenies, des Bildungswissenschaftlers und -politikers Glotz betrachtet und nicht als die inhaltliche Auffüllung und Aufwertung dieses Amtes durch seine Intellektualität und seinen Ideenreichtum. Dass Glotz das anders als eine Episode sah, darauf deutet eine Bemerkung in seiner Autobiographie ‚Von Heimat zu Heimat‘ hin, in der er darauf hinweist, diesen Job länger als alle seine Vorgänger ausgefüllt zu haben. Und bis heute sind seine sechs Jahre in der ‚Baracke‘ als Geschäftsführer für Willy Brandt nur getoppt worden von dem Bundesgeschäftsführer und späteren Generalsekretär Franz Müntefering (...)“ (Bicher 2015: 133).

Also doch: Condottiere – wenn auch nur zeitweise und solange einer der „Päpste“ (Glotz 1996a: 32) des Stadt- oder Kirchenstaates SPD von der „charismatischen Kraft“ (ebd.) Willy Brandts war: „Ich war der Erfüllungsgehilfe von Willy Brandt“ (ebd.). Die Umstände dafür waren für eine Persönlichkeit wie die von Peter Glotz geradezu gemacht. Und dies nicht nur, weil der Vorsitzende der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands Willy Brandt hieß. Der lange Parteivorsitz und die kurze Kanzlerschaft Brandts markierten den Höhepunkt und zugleich den Beginn einer Krise der (deutschen) Sozialdemokratie, die mit den vielen Krisen, die die SPD seit Bismarcks „Sozialistengesetzen“ durch- und überlebt hatte, nichts mehr gemeinsam hatte und die – bis heute – andauert (vgl. Doering-Manteuffel 2010). 1983 diagnostizierte der Liberale und Soziologe Ralf Dahrendorf in „Die Chancen der Krise“ in der „OECD-Welt“ das „Ende des sozialdemokratischen Jahrhunderts“:

Ein Themenwechsel findet statt. Die Annahmen der Welt von gestern helfen uns nicht weiter bei der Bewältigung der Probleme von morgen. Morgen ist nicht die Fortsetzung von gestern. Morgen ist auch nicht das Gegenteil, schon gar nicht die Rückkehr zu einem aufgemöbelten Vorgestern. Morgen wird anders sein. Das Thema, das sich verändert, trägt einen Namen: Sozialdemokratie (...) In seinen besten Möglichkeiten war das Jahrhundert sozial und demokratisch. An seinem Ende sind wir (fast) alle Sozialdemokraten geworden. Wir haben alle ein paar Vorstellungen in uns aufgenommen und um uns herum zur Selbstverständlichkeit werden lassen, die das Thema des sozialdemokratischen Jahrhunderts definieren: Wachstum, Gleichheit, Arbeit, Vernunft, Staat, Internationalismus (Dahrendorf 1983: 17).

„Themenwechsel“ dieses Formats waren im Grunde nach Glotz’ Geschmack. Zu dem Zeitpunkt, zu dem Ralf Dahrendorf¹ seine Zeitdiagnose vom Ende des sozialdemokratischen Jahrhunderts publizierte, war Glotz bereits damit beschäftigt, die möglichen Zukünfte seiner Partei (vgl. Glotz 2005a) aus der Binnenperspektive zu analysieren und zu diskutieren. Die überwiegende Mehrzahl

1 Eine theoretische Begründung für die These vom „Ende des sozialdemokratischen Jahrhunderts“ hat Dahrendorf schon 1979 in „Lebenschancen. Anläufe zur sozialen und politischen Theorie“ gegeben.

seiner Publikationen vom Anfang der 1980er Jahre bis zu seinem Ausscheiden aus der „aktiven Politik“ 1996 kreisen um diese Problematik. Was sich in diesem langen und wichtigen Zeitraum in Glotz' Karriere von Buch zu Buch ändert, ist die Kolorierung aller Analysen und Bewertungen mit den Erfahrungen (häufig eines gefühlten Scheiterns), die der Autor vor allem als Bundesgeschäftsführer machte (vgl. Glotz 1996b, auch 1981, 1986). Es sind vor allem drei für Glotz charakteristische Besonderheiten, die die Texte dieser Zeit gegenüber zahllosen anderen auszeichnen und die ihn letztlich als politischen Intellektuellen, zeitweise auch Parteiintellektuellen, ausweisen. Das ist zum einen das Beharren auf einem Konnex von Theorie und Praxis, ein Topos, der insbesondere in der deutschen Sozialdemokratie von ihren Anfängen an eine große Rolle spielte (vgl. v. Alemann et al. 2000). In „Der Weg der Sozialdemokratie. Der historische Auftrag des Reformismus“ heißt es:

Wer in der Politik die ‚Theorie‘ achtlos beiseite schiebt, gerät in die Gefahr, daß er vielleicht die Macht bekommt, dann aber nichts mit ihr anzufangen weiß. Dies hat dann so schmerzhaft objektive Folgen für die Menschen, daß sie ihn davonjagen werden. Dies bedeutet: Theoriediskussion und Machterwerb oder Machterhalt sind nicht gegensätzliche, sich behindernde Aktivitäten, sondern bedingen einander; wem die Theorie fehlt, der kann die Macht vielleicht erwerben, aber er kann sie mit Sicherheit nicht erhalten (Glotz 1975: 232).

Glotz holte 1975 weit aus, um den zukünftigen „historischen Auftrag des Reformismus“ „theoretisch“ einzukreisen und als Möglichkeitsraum (partei)politischen Handelns auszuloten; erkenntnistheoretisch-philosophische, soziologisch-sozialstrukturelle und parteistrategisch-taktische Argumente werden dabei ebenso in Anschlag gebracht, wie das schon 1911 von Robert Michels als zentral für moderne Massenparteien analysierte „Organisationsproblem“ der Partei (Michels 1989, auch 1987). Selbst wenn die meisten späteren Sachbücher von Peter Glotz weniger grundsätzlich ansetzen, gehört neben dem Willen zur Sprache und Verständlichkeit der Dialog mit der Wissenschaft zu den durchgehenden Grundzügen seiner längeren Texte.

Schließlich, und das ist angesichts der „imperialen Rhetorik“ (Norbert Seitz, in diesem Band), über die Peter Glotz verfügte, keineswegs selbstverständlich, war er seit seinen Münchener Zeiten praktizierender Verfechter eines dialogischen Politikverständnisses. Mit dem „Berliner Dialog über unsere Zukunft“ versuchte Glotz 1977-1979 diesen dialogischen Politikbegriff anhand der „großen Streitfragen der achtziger Jahre“ (Frauenfrage, Weltwirtschaft, Fortschritt und Selbstbegrenzung, Staat und Bürger in der Bundesrepublik, Abrüstung) gewissermaßen exemplarisch vorzuführen (vgl. Glotz 1980). Sein Vorwort zu dem entsprechenden „Arbeitsbericht“ bringt Glotz' „Dialogstrategie“ bündig zum Ausdruck:

Den ‚Dialog‘ befürworten heute auch die, die ihn weder führen noch führen wollen. Es ist zu einer Mode geworden, die kommunikative Dimension von Politik zu beschwören.

Aber im Grunde spukt in den Köpfen der meisten Leute nach wie vor ein technokratischer Politikbegriff, demzufolge Politik das Lenken von Finanzströmen und das Verfassen von Texten zur sozialen Normierung des Verhaltens (...) sei. Welch ein Irrtum! (...) Im ‚Berliner Dialog‘ haben wir versucht, Leute an einen Tisch zu bekommen, die seit Jahren nicht mehr miteinander geredet haben. Die – häufig sehr aggressiv – aneinander vorbei monologisieren (...) Der Versuch ist nicht immer gelungen (...) Aber es ist nicht nutzlos, den Versuch zu machen, ‚Establishment‘ und ‚Fundamentalopposition‘ miteinander zum Streiten zu bringen. Auf beiden Seiten nimmt die Gesprächsfähigkeit wieder schrittweise zu. Wenn man solche Gespräche nicht mit der falschen Hoffnung belastet, man könne Konflikte aus der Welt reden, ist dies ein positives Zeichen für die politische Kultur in unserem Lande (Glotz 1980: 7).

Glötz erweist sich damit in allen seinen beruflichen und persönlichen Lebenslagen als ein herausragender Vertreter einer „Kultur des kritischen Diskurses“, die Alvin W. Gouldner Ende der 70er Jahre des 20. Jahrhunderts als Signum entwickelter westlicher Staaten ausmachte (vgl. Gouldner 1980).

Wir denken, dass die Suche nach neuen „Kommunikationsformen“, wie sie in den „Modellseminaren“ der 70er Jahre zum Ausdruck kam, und wie sie Glötz’ Handeln in allen Lagen und Phasen seiner Karriere – als Journalist, als Politiker, als Wissenschaftler, als autobiographisch und politisch reflektierender Autor usw. auszeichnete, Ausdruck seiner wichtigsten „Krisendiagnose“ war. In der Formulierung der 70er Jahre: die Gefahr eines „Zerfall[s] der politischen Sprachgemeinschaft in den westeuropäischen Industriegesellschaften“ (Glötz 1980: 8), also eines Zerfalls der (klassischen modernen) politischen Öffentlichkeit.

Theoriebezug, Öffentlichkeitsorientierung und Dialogprinzip, und dies sehr häufig in Grundsatz-(Wert-)fragen, weisen Peter Glötz als Nachkriegsintellektuellen aus, der sich in der für ihn typischen binären Strukturierung der politischen Öffentlichkeit der Bundesrepublik in „Die Linke“ (Glötz 1992) und „Die Rechte“ (Glötz 1989) auf der Seite der politischen Linken verortet, wenigstens bis zu seinem Ausscheiden aus der aktiven Politik. Als Chefredakteur der sozialdemokratischen Grundsatzzeitschrift *Neue Gesellschaft/Frankfurter Hefte* von 1982 bis 2005 im Grunde bis zu seinem Tode.

Es sollte gerade im Fall von Peter Glötz erlaubt sein, zur weiteren Eingrenzung der Figur des Intellektuellen auf einen der theoretisch ambitioniertesten diesbezüglichen Versuche hinzuweisen: den nicht immer voraussetzungslos lesbaren, aber mit Abstand überzeugendsten Versuch Ulrich Oevermanns, den modernen Intellektuellen strukturell als „Komplementär von Öffentlichkeit“ (Oevermann 2003) zu bestimmen. Die Kernthese Oevermanns, die den weitgehenden Konsens der Diskussionen über das Aufkommen, die Krise und das „Ende“ (prominent: Lyotard 1985; Bering 2011; Posner 2003; subtitl: Judt 2008) der öffentlichen Intellektuellen teilen dürfte, lautet:

Der Typus des Intellektuellen und die bürgerliche Öffentlichkeit bedingen einander wechselseitig und bilden eine Einheit. Das eine Strukturelement kommt ohne das andere nicht aus (Oevermann 2003: 53).

Nach der Epochenäsur von 1989, den andauernden Debatten über die Transformation der Öffentlichkeit im Zeitalter der Digitalisierung und wohl auch dem Florieren einer Intellektuellen-Geschichtsschreibung (vgl. z.B. Schlich 2000; Hübinger/Hertfelder 2000; Hübinger 2016; Gilcher-Holtey 1986, 2006, 2007) hat das Intellektuellen-Thema (wieder einmal) Konjunktur und man stimmt gelegentlich Wolfgang Sofskys launiger Anmerkung zu:

In regelmäßigen Abständen pflegen sich Intellektuelle über ihre Rolle in der Gesellschaft zu äußern. Sie fragen sich, wozu sie da sind, und klagen darüber, dass keiner sie braucht. Wen diese Selbstkommentierung interessiert, ist nicht bekannt. Der Rest der Menschheit hat mit den Unbilden der Welt vermutlich genug zu tun, als dass sie für die vermeintlichen Auf- und Abstiege der Vor- und Nachdenker allzu viel übrig hätte. Die Ergebnisse der Selbstbespiegelung fallen ohnehin meist enttäuschend aus (Sofsky 2002: 177; vgl. schon Bergsdorf 1982).

Aber wie das angeführte Zitat von Oevermann schon statuiert, wenigstens für die Moderne lässt sich zeigen, dass bürgerliche Öffentlichkeit und öffentliche Intellektuelle in einer gegenseitigen Konstitutionsbeziehung stehen (oder standen). Wer sich über die Öffentlichkeit in demokratisierten Gesellschaften sorgt, kann von den öffentlichen Intellektuellen nicht schweigen. Das ist auch der Stachel, der die Beschäftigung mit Peter Glotz jenseits der zeithistorischen Interessen wach hält. Glotz wusste um diesen Zusammenhang und vollzog biographisch geradezu paradigmatisch den Wandel vom Parteintelletuellen zum Medienintellektuellen (Moebius 2010; Ziemann 2011), den er als aktiver Medienpolitiker nicht unwesentlich institutionell mitgestaltet hat. In einem *Spiegel*-Gespräch anlässlich seines Ausscheidens aus der aktiven Politik 1996 hat Peter Glotz zwei wesentliche Aspekte der Metamorphose vom Parteintelletuellen zum Medienintellektuellen klar umrissen. Da ist zum einen seine Überzeugung, dass man

in der Politik das begreifen [muß], was man in der Wissenschaft ‚Two-step flow of communication‘ nennt: Wenn man Massen erreichen will, muß man zuerst einmal bestimmte Opinion-leaders ansprechen. Ich glaube, daß ich eine wichtige Funktion hatte und Opinion-leaders zum Beispiel in Kultur und Wirtschaft erreicht habe, die dann wiederum auf Mehrheiten wirkten. Deswegen habe ich nie aufgehört, auf verschiedenen Klavieren zu spielen. Die Westfalenhalle konnte ich nie füllen – anders als Brandt oder Lafontaine. Das war aber auch nicht ‚my cup of tea‘“ (Glotz 1996a: 32).

Da ist zum anderen die Erfahrung und die Einsicht des ehemaligen Bundesgeschäftsführers der SPD und des ehemaligen Bundestagsabgeordneten Peter Glotz, dass dies von den „Führungsstühlen“ einer großen Partei wie der SPD am Ende des 20. Jahrhunderts und im „Herbst der Volksparteien“ (Franz Walter) in anderer Weise geschieht, als dies für den politischen Intellektuellen charakteristisch ist.

Jetzt sitze ich nicht mehr auf einem dieser Stühle, kann also gar zu wenig bewirken. Da kann ich als Autor mehr beitragen, als mit dem Mandat des Abgeordneten hinter dem hinterherzuzockeln, was eine Handvoll Leute im Präsidium vorgibt (Glotz 1996a: 29).

„Einfluß ohne Mandat“ (Gilcher-Holtey 1986: 13), eine der bündigsten Formeln für das „Mandat des Intellektuellen“ in der Moderne, ist an Voraussetzungen geknüpft, wie Ingrid Gilcher-Holtey in ihrer brillanten Studie über „Karl Kautsky und die Sozialdemokratie“ exemplarisch gezeigt hat und Ulrich Oevermann es in seiner strukturtheoretischen Analyse der „intellektuellen Praxis“ in den Mittelpunkt seiner Intellektuellen-Bestimmung stellt. Intellektuelle sind natürlich nicht die, um auf Wolfgang Sofskys Bonmot zu rekurrieren, die über Intellektuelle schreiben und reden und immer 'mal wieder deren (ihren) mangelnden Einfluss beklagen. Akzeptiert man, dass es im Interesse einer immer noch hilfreichen begrifflichen Klarheit notwendig ist, Intellektuelle von WissenschaftlerInnen und PolitikerInnen, von ExpertInnen und AutorInnen, von SchriftstellerInnen und Gebildeten etc. zu unterscheiden, dann lässt sich mit Ulrich Oevermann festhalten:

Ein Intellektueller ist eine Person, die kraft einer geistigen Leistung der Argumentation oder der exemplifizierenden Darstellung zu einem aktuellen, offenen Thema, das die Öffentlichkeit als Forum einer politisch-kulturellen Vergemeinschaftung insgesamt in ihrem Selbstwert zentral etwas angeht und deshalb die für sie konstitutiven Werthaltungen zentral in ihrem Bestand und ihrer Geltung berührt, in der Lage und fähig ist, sich innerhalb dieser Öffentlichkeit ad hoc eine Gefolgschaft des Gehörs zu verschaffen, wobei diese Gefolgschaft nicht durch inhaltliche Affirmation, Zustimmung oder Konformität gekennzeichnet ist, wie im Falle des Charisma des politischen Führers, sondern durch ein Hervorrufen bzw. das Fortführen einer Strittigkeit eines Pro und Contra von propositio und oppositio. Ob man Intellektueller ist oder nicht, stellt sich erst im Vollzug einer Argumentations- bzw. einer darstellerischen Exemplifizierungsleistung her, die sich erfolgreich hinreichend Gehör verschaffen kann, so daß sie eine strittige Debatte nach sich zieht oder weiter entwickelt, auf die von da an die öffentliche Diskussion Bezug nehmen muß (Oevermann 2003: 20f.).

Der Einfluss im Sinne von Oevermanns „Gefolgschaft des Gehörs“, der die Sprecherin oder Autorin zur Intellektuellen werden lässt, ist per definitionem weder erzwingbar noch dauerhaft. Es ist ein Phänomen der Resonanz (Rosa 2016), das Peter Glotz in den Sternstunden seines öffentlichen Einflusses auszulösen vermochte (vgl. exemplarisch Nils Minkmar, in diesem Band). Zweifellos verfügte er – immer mal wieder – über die *personale* Voraussetzung, die mit Jürgen Habermas

den Intellektuellen auch heute noch auszeichnen könnte – den avantgardistischen Spürsinn für Relevanzen. Er muss sich zu einem Zeitpunkt über kritische Entwicklungen aufregen können, wenn andere noch beim Business-as-usual sind (Habermas 2006: 554f.).

Auch über die „ganz unheroischen Tugenden“, die Habermas dafür als erforderlich ansieht, nämlich:

- Eine argwöhnische Sensibilität für Versehrungen der normativen Infrastruktur des Gemeinwesens,